IV.

Die Königinhofer Handschrift und ihre Schwestern.

Von

M. Büdinger.

Seit einiger Zeit hat sich in Prag ein lebhafter Streit über die Echtheit einer Anzahl altböhmischer Dichtungen erhoben, welche seit etwa vier Jahrzehnten zum Vorschein gekommen sind. Die Einen erklären diese Dichtungen sämmtlich für kecke Fälschungen und nehmen keinen Anstand, auf eine noch lebende Persönlichkeit als Hauptschuldigen hinzuweisen; die anderen erklären sich von der Echtheit der betreffenden Denkmale überzeugt und sehen in den Zweifeln der Gegner geradezu Beleidigungen der čechischen Nationalität. Die Angreifer haben in dem Prager „Tagesboten" einen sehr gewandten Sprecher gefunden; die Sache der Vertheidigung hat der Geschichtschreiber Böhmens, Herr Palacky, in dem Tagesblatte Bohemia (Nr. 288, 289, 292) übernommen, mit der schließlichen Erklärung freilich, daß er „von nun an alle weitere Betheilung an dem ferneren Streite in dieser Sache aufgebe" und den Gegnern es überlasse, „ihn dafür nach Belieben zu behandeln."

Es würde für den Referenten nahe genug gelegen haben, seine Meinung über den Gegenstand unverhohlen zu sagen, nachdem er in seiner österreichischen Geschichte durch beinahe gänzliche Ignorirung jener Schriftstücke den Werth, den er ihnen beimißt, angedeutet hatte; doch beabsichtigte er nur gelegentlich auf dieselben näher einzugehen. Er verzichtete vorläufig auf eine Betheiligung an der Sache, zum Theil mit Rücksicht auf die angeführte Schlußerklärung des Herrn

Palacky, den Ref. unter den Vertheidigern ausschließlich als competent betrachten kann, die Streitfrage vom historischen Standpunkte zu beantworten; zum Theil auch, weil ihm die Agitation in Tagesblättern und öffentlichen Versammlungen wenig zusagt, durch welche die ganze Natur einer Diskussion verändert wird, die nur durch nüchterne Erwägung in einem engen Kreise von Sachverständigen zu einem Ziele gebracht werden kann. Nach einer Aufforderung des verehrten Herrn Herausgebers dieser Zeitschrift, in derselben seine Ansicht auszusprechen, glaubte er aber nicht länger schweigen zu dürfen.

Nach den einfachsten Grundsätzen der Kritik muß man in zweifelhaften Fragen allemal von etwas völlig Sicherem und Unbestrittenem ausgehen, um einen Maaßstab für die Beurtheilung des Unsichern und Zweifelhaften zu gewinnen. Bei Schriftstücken von zweifelhafter Echtheit kommt aber zu der sachlichen Beurtheilung noch die derjenigen Person, welche mit denselben zuerst hervorgetreten ist. Glücklicher Weise können wir in beiden Beziehungen sichern Boden gewinnen.

In der Zeitschrift des böhmischen Museums vom Jahre 1849 (S. 138—140) findet sich ein Gedicht, welches der Bibliothekar dieses Museums, Herr Hanka, in lateinischer und böhmischer Sprache auf dem Vorstehblatte einer Handschrift der genannten Anstalt gefunden haben will. Er leitet seine Entdeckung mit einer gelehrten Untersuchung über das Alter des Schriftstückes ein, das er aus paleographischen Gründen dem Ende des 14. oder Anfange des 15. Jahrhunderts zuweist. In Bezug auf die Zeit der Abfassung getraut er sich nicht, eine bestimmte Meinung zu äußern: Einiges weise auf die Regierungszeit Karl's IV., Anderes auf die Anfänge seines Vaters — Erwägungen, deren vernünftige Methode von nicht geringem Werthe für unsere Frage ist, und auf die wir weiter zurückkommen werden.

Was nun das Gedicht selbst betrifft, so ist es eine Imposture, wenn je eine gewagt worden ist; auch wird dieselbe, so viel mir bekannt, allgemein zugestanden, wie wir denn nicht zweifeln, daß auch Herr Palacky, trotz seiner in Bezug auf diese Frage etwas ausweichenden Aeußerungen (a. a. O.) nicht anders darüber denkt. Wir müssen den Leser bitten, sich einen Auszug aus diesem Machwerke gefallen zu lassen.

„Die Weissagung der Lubussya“, im lateinischen Texte in sehr fehlerhaften leoninischen Hexametern abgefaßt, geht davon aus, daß Königin Elisabeth [1]) glänzende Nachkommenschaft gebären werde, welche sehr viele Reiche inne haben solle. Die Hauptsache aber ist — und die Nutzanwendung auf Ereignisse der Jahre 1848 und 1849 liegt nur zu nahe —: ihr Exarch, wie der lateinische, oder ihr Erstgeborner, wie der böhmische Text sagt, wird als Monarch die Welt regieren, weise sein, die Tobenden sich unterwerfen, sein Reich wird wohl stehn, die Deutschen wird er verjagen [2]), die Böhmen wird er lieben, „die jetzt zu nichts geworden sind und Anderen unterworfen“, er wird sie erhöhen und mächtig machen [3]), er wird die ganze Welt besiegen; auch wird er den Sultan bezwingen und Pluto's Amtmann vertreiben.

Es ist gleichgiltig, ob Hr. Hanka dies Gedicht verfaßt hat oder nicht: auf alle Fälle hat er dem Publikum eine ganz moderne Fälschung vorgelegt, welche dasselbe berechtigt und verpflichtet, alle anderen aus seiner Hand empfangenen Gaben mit besonderer Vorsicht aufzunehmen.

Die bedeutendste unter diesen Gaben, sowohl dem Umfange als dem Inhalte nach, ist aber die Königinhofer Handschrift, welche uns zunächst beschäftigen soll. Beides, sowohl die Art, wie dieselbe gefunden wurde, als ihr Inhalt, geben sehr ernsten Bedenken Raum.

Ueber die Auffindung lassen wir lieber Hrn. Swoboda reden, welcher den betreffenden Schatz dem deutschen Publikum durch Uebersetzung zugänglich gemacht hat [4]): „Am 16. September 1817 zum „Besuche bei einem Jugendfreunde in der königlichen Leibgedingsstadt „Königinhof, die einst Žižkas schweren Grimm erfahren, hört er“ „(nämlich „Freund W. Hanka“), „daß in einem niedrigen Mittelge-

[1]) Elisabeth, die Tochter K. Wenzel's II., am 1. September 1310 mit Johann von Luxemburg vermählt, starb am 28. September 1330. Sie war Karl's IV. Mutter.

[2]) Lateinisch: Abjuret extremos (i. e. abjurabit externos), böhmisch: rozežene Nêmce.

[3]) Ty wzwelbí wzmorží; im lateinischen Text steht nur: hos peragrabit

[4]) Die Königinhofer Handschrift, Prag 1829 S. VIII.

„wölbe des Kirchenthurms unter dem Musikchore eine Sammlung „Pfeile liege aus den Zeiten jener unheilvollen Zerstörung der Stadt. „Er wünscht sie zu sehn und wie er darunter wühlt, stößt er auf „einige Blättchen Pergament. Er sieht sie beschrieben mit lateinischer „Schrift, im helleren Raum der Kirche findet er, daß die „Handschrift böhmisch sei, und bald hat er den Inhalt entziffert, der „ihn mit Begeisterung erfüllt.“

Erregt nun schon diese Art der Auffindung mancherlei Bedenken — denn außer der Höhle, in welcher Simonides einen Theil seiner Manuscripte gefunden haben will, ist uns Aehnliches nicht bekannt — so ist der Inhalt des Fundes schon nach seiner allgemeinen Natur und Anordnung nur geeignet, dieselben zu vermehren.

Die zwölf Blättchen in Duodez nebst zwei schmalen Streifen, mit Schriftzügen aus dem Ende des 13. oder Anfange des 14. Jahrhunderts, welche die Handschrift bilden, enthalten sechs epische und acht lyrische Lieder. Auf die letzteren kommen wir später zurück; von den ersteren gehören drei in eine vorchristliche Zeit.

Diese drei Lieder nun, deren Inhalt vor den Ausgang des neunten Jahrhunderts fallende Ereignisse betrifft, wurden bereits im J. 1829 von Hrn. Palacky bei einer Besprechung der Königinhofer Handschrift in den Wiener Jahrbüchern in überzeugendster Weise für Dichtungen erklärt, welche ohne Kenntniß der wahren Verhältnisse weit später, als die Ereignisse, die sie schildern, abgefaßt sein müßten. Hr. P. wollte sie erst dem zwölften oder dreizehnten Jahrhundert zuweisen. „Man hatte zwar“, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „dagegen eingewendet, der Gesang athme einen zu lebendig-heidnischen „Sinn, als daß man einen Dichter aus jener christlich frommen Zeit „zu dessen Verfasser machen dürfte“ — ein Einwand, dessen unzweifelhafte Richtigkeit Jedermann leicht einsieht. Und wenn Hr. Palacky diesen Einwurf mit der Erwiderung abzuweisen sucht, daß doch, falls derselbe begründet sei, „die Tradition dieser Gesänge durch vier Jahrhunderte auch nicht denkbar“ sei, so kann man sich nur wundern, daß der gelehrte Recensent nicht den nächsten Schritt that und, durch Constatirung dieser auffallenden Thatsachen veranlaßt, nicht überhaupt an der Aechtheit der Gedichte zu zweifeln begann. Denn eben diese Thatsachen müssen den Unbefangenen doch Gedichten gegenüber, in welchen von Göttern

Thieropfern, heiligen Vögeln so oft die Rede ist, höchst bedenklich machen. In den serbischen Volksliedern sind, mit Ausnahme der noch heute in den Vorstellungen des Volkes lebenden, immerhin nur halbgöttlichen dämonischen Wilden die heidnischen Gottheiten äußerlich ganz verschwunden und ihre Attribute, theils auf die Helden der Nation, theils auf S. Johannes, theils auf die Gottheit selbst übertragen.

Eben diese Reminiscenz an die serbischen Volkslieder gibt aber Gelegenheit zu einer weitern Bemerkung. Die zahlreichen altböhmischen Dichtungen aus dem vierzehnten und zum Theil wohl auch dem Ausgange des dreizehnten Jahrhunderts, welche sich anderweitig erhalten haben, sind ausnahmslos in der Form und ohne Zweifel nach dem Muster der deutschen Reimpaare verfaßt, je aus acht Sylben mit meist klingendem, seltener mit stumpfem Endreim bestehend — denn diese Bezeichnung ist entsprechender, als von vier Hebungen oder gar Trochäen zu reden. Es sind Dichtungen der verschiedensten Art, geistliche und weltliche, Uebersetzungen und freie Compositionen: dieses Gesetz aber halten sie alle ein. In den Heldengedichten der Königinhofer Handschrift dagegen findet sich, und zwar in zwei Liedern ununterbrochen, das zehnsylbige ungereimte Metrum mit einer Cäsur nach der vierten Sylbe, welches in den Heldengesängen der Serben überall herrscht, und eben nur bei diesen allein, unter allen Slaven, üblich ist. Bekannt wurde es, wie Jedermann weiß, erst wenige Jahre vor dem Erscheinen der Königinhofer Handschrift, aber Herr Wuk Steph. Karadschitsch mit unvergleichlicher Gewissenhaftigkeit und aus reinster Vaterlandsliebe diese Heldenlieder so veröffentlichte, wie er sie aus Volkes Munde gesammelt hatte. Man wird es daher sehr begreiflich finden, wenn ein Verehrer dieser serbischen Volksdichtung wie Kopitar, dem auch die früher erwähnten Bedenken nicht unbekannt waren, die neue böhmische Entdeckung schlechtweg für eine Fälschung und für eine Nachahmung der Serbenlieder erklärte.

Da aber dieser ausgezeichnete Mitbegründer der slawischen Philologie seinen Ausspruch nicht weiter zu erklären für gut gefunden hat, so mußte er sich von den Vertheidigern den Vorwurf gefallen lassen, es seien nicht wissenschaftliche Gründe, die ihn veranlaßt hätten, sondern Neid gegen die Böhmen und ihre Literatur. Es soll

uns freuen, wenn wir im Stande sind, durch stricten Beweis seinen Manen gerecht zu werden.

Waren nämlich die Art der Auffindung, die begeisterten Reminiscenzen an das Heidenthum, die metrische Form schon bedenkliche Faktoren für den unbefangenen Beurtheiler des neuen Schatzes, so kommt auch ohne weiteres Eindringen in Einzelnheiten gleich noch ein vierter in der Anordnung hinzu. Die Handschrift gibt sich nämlich als Fragment des dritten Buches einer Sammlung zu erkennen, die man mit Hrn. Palacky auf etwa 300 Blätter in ihrer ursprünglichen Gestalt veranschlagen müßte (Wiener Jahrb. 1829 S. 139). Was muß das aber für ein Sammler gewesen sein, der die drei Gedichte der vorchristlichen Zeit zu einem 27. Kapitel dieses dritten Buches machte, zwei Gedichte über Siege gegen Mongolen und Sachsen, deren Inhalt dem dreizehnten Jahrhundert angehört, als 26. Kapitel davor setzte? Der dann zum 28. Kapitel vierzehn lyrische Lieder machte? Die epischen Gedichte enthalten zufällig Dinge, die anderweitig mehr oder weniger bezeugt sind, behandeln Gegenstände aus fünf Jahrhunderten und sollen nur zwei Kapitel eines dritten Buches gefüllt haben?

Aber Hr. Palacky hält uns einen Beweis entgegen, der uns, wenn er begründet ist, nur die Alternative läßt, einen Fälscher anzunehmen, dessen historische Kenntnisse die des Hrn. P. überragen — und ein solcher dürfte nicht zu finden sein — oder trotz unserer schweren Bedenken, die Aechtheit der Handschrift zuzugestehen: es enthält dieselbe nach seiner Ansicht Thatsachen, welche 1817 Niemand kannte und die Forschung erst seitdem zu Tage gebracht hat. Es sind drei Punkte, welche Hr. P. betont und die auch wir demnach in Betracht ziehen müssen.

Chronologisch müssen wir das Fragment „Jarmir und Oldrich“ zuerst betrachten, welches die Wiedereinsetzung des Herzogs Jaromir im J. 1004 feiert. Es versteht sich, daß von König Heinrich II. von Deutschland, welcher den Přemysliden zurückführte und mit Begeisterung in Prag empfangen wurde, überhaupt gar nicht die Rede ist; auch wird die Einnahme von Prag mit ganz anderen Umständen erzählt, als von dem jenen Ereignissen gleichzeitigen deutschen Geschichtschreiber, dem Bischof Thietmar von Merseburg. Mit Recht

hebt aber Hr. Palacky [1]) hervor, daß unser Gesang von einer Wiedereinsetzung Jaromir's rede — „Jarmir neu ersteht ob allem Lande“ sagt Hrn. Swoboda's Uebersetzung — während doch schon Cosmas im Anfange des zwölften Jahrhunderts in seiner Chronik der Böhmen nicht mehr wußte, daß Jaromir schon früher einmal (und zwar im J. 1003) eine kurze Zeit geherrscht habe. Hr. Palacky schließt daraus mit Recht ferner, daß der Gesang (wenn er nämlich überhaupt ächt ist) nothwendig „in's eilfte Jahrhundert, kurz nach der Begebenheit“ gehöre. Man könnte etwa die Regierungszeit des Herzogs Udalrich (1012—1037) als Epoche des Dichters annehmen; nur dann würde sich nämlich allenfalls der von Hrn. Palacky nicht hervorgehobene auffallende Umstand erklären, daß Udalrich bereits in unserm Gedichte als „Fürst“ schlechthin vorkommt.

Eben der Umstand aber, daß Jaromir bereits 1003 eine kurze Zeit geherrscht hatte, war Hrn. Palacky im J. 1829 noch unbekannt; „erst ein tieferes Studium der Quellen“ klärte ihn nach seinen Worten hierüber auf. „Der Falsarius“, schließt er weiter, „bewährte sich sonach als einen überaus tiefen Kenner der Geschichte, wie Böhmen 1817 sonst keinen besaß“.

Aber die Thatsache, daß Jaromir schon früher einmal kurze Zeit geherrscht hatte, war in Böhmen lange vor 1817 bekannt und Hr. Palacky ist in diesem Falle von seinem Gedächtnisse irre geführt worden. Eben in dem Fundamentalwerke wahrhafter altböhmischer Geschichte, auf das Jeder zunächst verfällt, der sich über eine Frage aus derselben unterrichten will, in Gelasius Dobner's Hauptwerk ist diese Thatsache bereits unzweifelhaft festgestellt. Dieser treue, strenge Forscher, der dem Lügenwerke Hajek's mit unermüdlicher Gewissenhaftigkeit zuerst die Maske abzog, hat bei der betreffenden Stelle Hajek's die Sache zweimal auseinander gesetzt (IV, 494, 500) und die entscheidende Stelle Thietmar's (V, 18) wörtlich abdrucken lassen. Auf

---

[1]) Zuerst in der Gesch. von Böhmen I, 259 Anm. 2, dann in der Abhandl. „über die ältesten Denkmäler der böhmischen Sprache S. 180 (Abhandl. der k. böhm. Gesellsch. der Wiss. 1841) endlich in der Bohemia 1858 N, 292 S. 985 nochmals wiederholt.

alle Fälle war ein Fälscher im J. 1817 hinlänglich in Stand gesetzt, von einer Wiedereinsetzung Jaromir's zu reden.

Untersuchen wir nun aber die Quellen näher, so zeigt sich Folgendes: Thietmar ist der einzige glaubwürdige Zeuge über die böhmischen Ereignisse des Jahres 1004. Der Bericht des Cosmas, der auch nach unseres gelehrten Gegners Meinung ungenügend unterrichtet ist, beruht nur auf populären Traditionen und hat keinen historischen Werth. Was jüngere böhmische Chroniken über die Angelegenheit bringen, beruht aber ausschließlich auf Cosmas. Es ist von um so größerem Werthe, diese Thatsache im Einzelnen zu erweisen, als unser Gedicht das Einzige der ganzen Sammlung ist, welches jüngst Geschehenes einfach wieder zu geben scheint, ohne auf sonstige Weltereignisse Rücksicht zu nehmen, oder lyrischen Motiven Einwirkung zu gestatten.

Thietmar berichtet zunächst (VI, 8, 9), auf welche Weise Heinrich II., in dessen Gefolge sich Jaromir befand, mit Hilfe desselben unvermuthet in Böhmen eindrang, das Herzog Boleslaw von Polen in Besitz genommen und an den Grenzen wohl verwahrt hatte. Die Bewohner von Saaz erschlagen die polnische Besatzung und öffnen dann dem deutschen Könige die Thore; hierauf wird Jaromir mit tüchtigen deutschen Kriegern und den Böhmen, die sich ihm angeschlossen, nach Prag vorausgesendet, um Boleslaw zu überfallen; dieser aber, zeitig gewarnt, verläßt mitten in der Nacht die Stadt, als die Glocken von Wyschehrad die Einwohner zum Kampfe riefen. Nur auf der Brücke entspinnt sich noch ein Kampf, in welchem ein Bruder des heil. Adalbert auf böhmischer Seite fällt. Am folgenden Tage kam Jaromir in die Stadt und besteigt den Thron.

Während nach Thietmar also die Sache ganz natürlich zugieng, weiß Cosmas folgende mythische Lösung zu geben (I, 35, 36), Herzog Mesco (von Boleslaw weiß er nichts) suchte, nachdem er Böhmen in Besitz genommen, den Kaiser, in dessen Gefolge sich der Přemyslide Udalrich (Jaromirs Bruder) befand, durch Goldgeschenke zur Einkerkerung desselben zu veranlassen. Udalrich aber — „wir wissen nicht sicher, ob durch Flucht oder auf des Kaisers Befehl," fügt Cosmas hinzu — entkam mit Christi und des heil. Wenzel Hilfe nach Böhmen, besetzte die Burg Drewic, entsendete von da einen ge-

treuen Kriegsmann nach Prag und befahl ihm, den unvorbereiteten Feind Nachts durch Posaunenton zu erschrecken. Der Kriegsmann läßt in der Nacht von dem Strahow, dem höchsten Punkte der Stadt, das Horn ertönen und ruft: „Es fliehen, fliehen die Polen arg verwirrt, stürzt auf sie, stürzt auf sie muthig, gewaffnete Böhmen." Die Polen überfällt hierauf Schreck und Angst, sie fliehen ohne Waffen, zum Theil ohne Kleider; auf der Flucht kommen Einige durch den Sturz von der Brücke um, Andere im Gedränge; Herzog Mesco selbst entkommt mit Wenigen. „Wie gewöhnlich" fährt der Autor ächt poetisch fort, „wenn die Menschen aus Furcht fliehen — auch bei einer Bewegung der Luft beben sie, ihr eigenes Beben mehrt ihren Schrecken — so schienen diesen, obwohl Niemand sie verfolgte, Felsen und Mauern nachzurufen und die Fliehenden zu verfolgen."

Niemand kann hier den Mythus verkennen, in welchem durch eine tönende Gottheit der Landesfeind vertrieben wird. Der ganze Vortrag und insbesondere der Schluß weist auf ein Lied, das der Autor wiedergab; hätte er nicht lateinisch, sondern slavisch geschrieben wie sein Zeitgenosse Nestor, so könnte es vielleicht gelingen, was bei diesem zuweilen möglich scheint, einige Bruchstücke des alten Liedes herzustellen [1]). Auf alle Fälle darf man schließen, daß nach aller Wahrscheinlichkeit, wenn sich überhaupt eine poetische Tradition über das Ereigniß erhielt, eben diese der Nachwelt überkommen sein wird. Wir werden sehn, wie wenig das der Fall ist.

---

[1]) Bei einer aufmerksamen Lectüre Nestor's, der zu den alten Russen ein ähnliches Verhältniß hat, wie Gregor von Tours zu den Franken, dessen ursprüngliche Gestalt sich aber aus dem in den Ausgaben vorliegenden handschriftlichen Material durchaus nicht erkennen läßt, müssen jedem Leser auffallen, gegen die einerseits kein Verdacht der Interpolation möglich ist und die andererseits einen von der fromm-verständigen, trockenen Weise des Autors verschiedenen Charakter tragen. Aufgefallen ist mir namentlich (S. 64 der Ausg. der paläogr. Commission) der Bericht von der Schlacht bei Lystwen (Karamsin II, 17) im J. 1024, der durchaus einem Volksliede entnommen scheint: z. B. Mstislaw rückte mit seiner Gefolgsschaar an und begann auf die Wariagen einzuhauen und es war ein mächtig Hauen; wenn der Blitz erstrahlte, leuchteten die Waffen und es war ein groß Gewitter, ein mächtig und furchtbar Hauen."

Von den Chronisten, welche in lateinischer Sprache schrieben, hat hier nur Pulkawa, der ein Zeitgenosse Karls IV. war, Werth für uns. Er hat sich genau an Cosmas gehalten; eine Posaune schien ihm aber doch zu wenig; er ließ demnach den Kriegsmann „durch den Schall von Posaunen und Hörnern" [1]) die Polen schrecken, indem er es wohl dem verständigen Leser überließ, an eine Kriegslist ähnlich der des Gideon zu denken.

Aber noch vor Pulkawa hatte der unter dem Namen Dalemils bekannte böhmische Reimchronist, welcher dem Ende des dreizehnten und dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts angehört, sich der Erzählung des Cosmas bemächtigt. Ihm schien nun vollends die von der Höhe tönende Posaune des Cosmas nicht geheuer, und er hielt es für natürlicher, die Posaune in ein Hirtenhorn zu verwandeln, vor dessen gewohntem Klange die Thore der Stadt geöffnet werden. Dies gethan, bedurfte die Erzählung des Cosmas im Uebrigen nur sehr geringer Modification.

Bei Dalemil kommt Udalrich gar nicht nach Deutschland. Vielmehr wird derselbe, von Mesko am Leben bedroht, durch den heiligen Johannes gerettet. Es kommen nämlich seine Getreuen zu ihm, mit denen er insgeheim vor Prag zieht. Sie gewinnen einen Hirten gegen Versprechen großen Lohns ihnen Prag zu verrathen; nach seinem Verlangen warten sie am Strahow auf den Ton seines Hornes. Dalemil fährt nun wörtlich fort: „Früh am Morgen, als er (der Hirt) seine Heerde hinaustreiben wollte, rief er dem Thorwärter zu und ließ sich die Zugbrücke herablassen. Alsbald fieng er an, gewaltig zu blasen; die Böhmen berennen Prag; die Polen weichen überall; mitten in der Stadt hielten die Böhmen und verfolgten die Polen nicht weiter; die Polen sahen sich nicht um; Andere schwammen nackt auf die andere Seite. Der Hirt rief ihnen zu und den Polen däuchte es, als ob es tausend Rosse wären; Udalrich vertrieb den Mesco aus dem Lande" [2]).

---

[1]) — per clamorem buccinarum et tubarum in der ersten Recension (Mencken scriptt. III, 1652) — tubis et buccinis in der zweiten (Dobner, monum. III, 107).

[2]) Dalemilova chronika česka ed. Hanca (Prag 1851) p. 64, 65, 197, 198.

Man sieht wohl, wie der alte Mythus hier platt geschlagen und gemeiner Verständlichkeit angenähert worden ist.

Der letzte, der hier in Betracht kommt, ist der mehrerwähnte berüchtigte Hajek, der übrigens bei näherer Betrachtung viel alberner zugleich und harmloser erscheint, als man gewöhnlich annimmt. Hajek hatte Cosmas und Pulkawa und die Reimchronik vor sich und hat sie alle drei auf das unbarmherzigste zusammengeschweist. Aus Cosmas entnahm er die Bestechung des Kaisers, Udalrichs Flucht nach Böhmen, die Einzelheiten der Polenflucht; Dalemil bot ihm den Hirten und die Einnahme Prags mit Hilfe desselben; aus Pulkawas Posaunen und Hörnern endlich machte er große Trommeln [1]).

Das Gedicht der Königinhofer Handschrift aber erweist sich als einen matten Auszug aus Hajek, in welchem, bei nur unwichtigen Zusätzen, [2]) alle wesentlichen Momente beibehalten sind — sogar die Trommeln. Und dieß letztere ist ein Anachronismus, den man selbst einem Fälscher vom J. 1817 kaum zu gut halten kann; in Hajeks Zeit, wo man keinen Anstand daran nahm, Troja und Jerusalem mit Kanonen beschießen zu lassen, Hektor in flandrischen Hosen und die heil. Anna in einem venetianischen Mieder darzustellen, in einer solchen Zeit fallen auch Trommeln bei einem Heere des elften Jahrhunderts natürlich nicht weiter auf.

Trommeln sind aber bei europäischen Heeren während des ganzen früheren Mittelalters unbekannt gewesen: Trommeln und Pauken gelten Kriegsleuten wie Dichtern und Historikern als ein ausschließliches Merkmal muhammedanischer Kriegführung [3]). Selbst der Name

---

[1]) Böhmische Chronica W. Hajecii übers. von Sandel. Prag. 1596. Blatt 125 b, 126. In der Originalausgabe von 1541 fol. 100 b 101 a.

[2]) So sind in das Hajeksche Excerpt (Vers 12—24) zwei kleine Reden eingefügt, die nur eine Begeisterung für den Kampf enthalten. Ueber Wyhoǔ Dub geben die schillernden Zweifel der Vorrede (S. 32, 33) guten Aufschluß.

[3]) Wie sie denn auch von den Arabern herrühren, denen sie von den Persern überliefert wurden. Vgl. Pott in Höfers Zeitschrift II, 356. Kaiser Leo der Weise (886 – 912) empfiehlt vor dem Kampfe mit Arabern die Pferde an den Lärm ihrer τύμπανα und κύμβαλα zu gewöhnen, be-

der Trommeln kommt so viel ich sehe in der ganzen mittelhochdeutschen Literatur nicht vor; die beiden einzigen Stellen wenigstens, in denen man sie zu finden glaubte, lassen eine solche Deutung schwerlich zu [1]). Das entsprechende böhmische sowohl Trommel als Pauke bedeutende Wort kommt zuerst im vierzehnten Jahrhundert in Psalmenübersetzungen vor [2]).

Den Zeitpunkt, in welchem Trommeln in europäischen Heeren eingeführt wurden, weiß ich freilich nicht genau anzugeben [3]). Unzweifelhaft finden sie sich mit Ausgang des Mittelalters bei dem neuauf-

---

merkt auch, wenngleich kaum mit Recht, die Araber hätten diese Instrumente nur, um die Feinde zu schrecken. (Leonis tact. ed. Meursius pag. 312, 363). Stellen mittelhochdeutscher Dichter, in welchen die Sarrazenen Tambûre in die Schlacht bringen sind in: Wolframs Willehalm ed. Lachmann S. 428. Landgr Ludwigs Kreuzfahrt ed. von der Hagen S. 47. Noch im J. 1291 bei der Einnahme von Akko wurden die Christen durch diese rauschenden Instrumente geschreckt. (Nach einer handschriftlichen Notiz bei Du Cange ed. Henschel s. v. Tabur).

1) In der einen (Parzival ed. Lachmann 571, 1—3 pag. 269) heißt es: er hörte ein „gebrummen“ wie von zwanzig „trummen“ beim Tanze. Bei Trommeln würde wol dôz passender sein. Die andere ist im Leben der heil. Elisabeth (Wackernagel Leseb. 744), wo von den Künsten die Rede, in welchen die anwesenden Ritter sich auszuzeichnen suchen: „der eine sluoc die brumen, dirre pfeif.“ Man wird wol in beiden Fällen an die dritte im mittelhochd. Wörterbuch von Müller und Zarncke s. v. trumbe angegebene Bedeutung von Laute denken müssen.

2) Jungmann, böhmisch-deutsches Wörterbuch s. v. tuben.

3) Stammen sie vielleicht von den italienischen Bürgerheeren? Dante, inferno, 22, 7 leitet vielleicht auf etwas der Art hin. Die gewöhnliche Annahme, daß sie von den Janitscharen überkommen seien, weiß ich nicht zu belegen. Bei den Hussiten unter Čiska scheinen sie nicht üblich gewesen; wenigstens finden sie sich in Palacky's trefflicher Darstellung des damaligen Kriegswesens nicht erwähnt. — Das alberne Geschichtchen von der Trommel aus Čiskas Haut stammt von Hajek (t. II. fol. 118, 6 der deutschen Uebers.) Der ehrliche Pubitschka bemühte sich, wie es scheint, vergeblich um die Quelle. Vergl. Palacky, Würdigung S. 247.

kommenden Fußvolk, den Schweizern und Landsknechten [1]; aber noch in der Schlacht bei Varna (1444) hatte man auf christlicher Seite nur Trompeten und Posaunen, auf türkischer große Trommeln (Heerpauken) [2]. Selbst in der Heeresordnung Karls des Kühnen finden sich nur Trompeten [3].

Das der Trommel zunächst verwandte, im Mittelalter übliche Instrument hieß Tambûr, wurde geworfen und geschlagen, in ähnlicher Weise wie unser Tambourin. Es wird, namentlich bei romanischen Völkern, bei Spiel, Tanz und Turnieren oft genug erwähnt [4]. Ausnahmsweise findet sich, daß Landgraf Ludwig dem kaiserlichen Heere seine frohe Ankunft mit Tambûre und Hörnern kund thut [5].

Genug, es wäre thöricht, im elften Jahrhundert an Trommeln bei einem böhmisch-deutschen Heere zu denken, und die Fälschung hätte schon hieraus allein einleuchten können.

Zur Ergötzung des Lesers lassen wir nunmehr die bezeichnendsten Stellen aus Hajek und dem Gedichte folgen:

Hajek Bl. 126 a.	Königinh. Handschrift.
— — zogen der Herzog Udalricus und Berkowecz durch die Wälde heimlich wie sie ihre Geleithsleuhte führeten und lägerten sich in . . . dicken Wälden.	V. 1. — — zog in den Schwarzwald Dort wo die Wladyken sich versammelt Sieben Grafen mit beherzten Schaaren.
(Die ausgesendeten Kundschafter, welche einen Hirten für den Verrath bestochen, melden:)	(Sie ziehen nach Prag:) V. 28. . . . dorthin wo im Schlafe

[1]) Ranke, rom. und germ. Völker I, 327. Barthold, G. von Frundsberg S. 45 u. 64: „Trommeln groß wie Weinfässer."

[2]) Karajan, zehn Gedichte Mich. Behaims S. 8. (Quellen und Forschungen Wien 1849).

[3]) Von dem verewigten Chmel herausgegeben Monum. Habsburg. I.

[4]) Raynouard s. v. tâbor, Roquefort s. v. tamborin. Das Mhd. Wörterb. s. v. tabûr.

[5]) Landgraf Ludwigs Kreuzfahrt ed. von der Hagen S. 50.

das zu Prag Alles still und Friede wäre, die Polen wären sicher und ohn' alle Sorge. — —	Hingestreckt der Polen Haufen lagen
Als es zu tagen anfieng (rückten die Böhmen) vom Berge Strahow (bis auf die Holzbrücke unbemerkt) denn es war ein Nebel.	V. 30. Oben hielten sie am Waldesrande. Sieh'! da liegt Prag im Morgenschlummer Und die Moldau dampft im Morgennebel. —
Das Volk . . . . hatte sich auch zur Ruhe und Frieden begeben.	V. 35. Nieder von der Höh'! Still, Alles stehe! Schlau verbergen sie im stillen Prag sich In die Mäntel hüllen sie die Waffen
Bald kömpt der Hirt . . . mit etlichem Viehe und rufete den Thorhüter, das er die Brücke niederlassen sollte. Und er redete ihm zorniglich zu, warum er das Vieh so frühe austriebe?	Geht ein Hirt, als früh der Morgen dämmert Ruft hinauf, daß man das Thor ihm öffne. V. 40. Hört des Hirten lauten Ruf die Wache,
Und als die Brücken niedergelassen, fieng der Hirt an, uberlaut zu blasen, und gab also den Böhmen die Losung.	Oeffnet ihm das Thor am Moldaustrome. Auf die Brücke tritt der Hirt, laut bläst er Auf die Brück' der Fürst springt mit acht Grafen.
Indessen sprängten[1]) sie behende mit ihren großen Trommeln auf die Brücken und in die Altstadt, fiengen ein Lermen und uberaus zu schreyen an sagende: die Polen fliehen . . .	Jeder trabt[1]) mit allen seinen Mannen V. 45. Und die Trommeln schmettern Donnerschläge, Und die Hörner schmettern lauten Schlachtruf

[1]) Es weist das auf Benutzung der deutschen Uebersetzung durch den Fälscher, wenn nicht gar die Gedichte überhaupt zuerst deutsch geschrieben wurden.

Und die Polacken erschraken von diesem Geschrey uber die Maßen... das ihrer viele von den Betten nackend... herab sprungen[1]) und ein Theil die Flucht gaben.	V. 49. Schreck ergreift die Polenkrieger alle ——— V. 51. Und die Polen sprengen[1]) hierhin, dorthin.

Die Lüge ist zu Tage; ein großartiger altslawischer Mythus ist von armseligen Scribenten platt geschlagen und dann von Fälscherhand mit Flittergold behängt worden, Dobner mußte für Jaromirs Wiedereinsetzung herhalten und den serbischen Volksliedern entsprang das Versmaas.

Wir könnten unsere sachlichen Untersuchungen hier schließen. Aus Rücksicht aber auf einige ängstliche Seelen, welche glauben könnten, der Fälscher von 1817 habe in der That große Kenntnisse besessen, wollen wir die beiden anderen von Hrn. Palacky hervorgehobenen Punkte noch in Betracht ziehen. In der That darf der genannte Gelehrte mit Recht voraussetzen, daß kein Fälscher durch größere Kenntnisse auf irgend einem Gebiete böhmischer Geschichte den wohlerworbenen Ruhm des Geschichtschreibers dieses Landes zu verdunkeln im Stande war.

Der zweite Punkt, um den es sich handelt, betrifft das Gedicht Jaroslaw, welches einen Sieg über die Mongolen zu verherrlichen bestimmt ist. Das entscheidende Moment soll hier die Erzählung von dem durch Deutsche auf deutschem Boden vollbrachten Morde einer Tochter des Tatarenchans sein, als diese sich, um fremde Länder zu sehen, auf Reisen begeben hatte. Die betreffende Stelle aus der St. Hedwigslegende, welche ein solches Ereigniß aus Neumark in Schlesien berichtet, ließ Hr. Palacky allerdings erst im J. 1843 in seiner Abhandlung über den Mongoleneinfall 1241[2]) abdrucken, aber nicht etwa aus einer Handschrift, sondern aus dem 1781 erschienenen ersten Bande der dokumentierten Geschichte von Breslau (von Klose), die doch 1817 so gut zugänglich war, wie 1843. Uebrigens brauchten die Fälscher nicht einmal diese schlesische, sondern nur die mährische Sage zu ken-

---

[1]) S. S. 140. Anm. 1.

[2]) Abhandlungen der kön. böhm. Gesellsch. der Wissensch. S. 402, Anm. 2.

nen, welche Horky schon 1818[1]) über den Mord tatarischer Prinzessinen auf der Maidenburg in Mähren veröffentlichte, und den Mord nach dem Geiste ihrer ganzen Arbeit schlechthin Deutschen zuzuschieben.

Was den Inhalt der Gedichte betrifft, der in die neueren Geschichtswerke Eingang gefunden hat, so ist der noch viel nichtiger als der des zuerst besprochenen Gedichtes: es bleibt nämlich gar nichts aus demselben übrig, als die Thatsache, daß Olmütz von den Mongolen im J. 1241 belagert, aber nicht eingenommen wurde; denn dies allein ist bei dem Mangel annalistischer Aufzeichnungen durch eine Erwähnung in einer Urkunde sicher bezeugt. Zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts hatte sich die Tradition gebildet, welche in der böhmischen Reimchronik überliefert ist, daß ein mongolischer Prinz vor Olmütz gefallen sei[2]); ob diese Tradition Grund hat, läßt sich nicht sagen.

In der Chronik Pulkawas findet sich nun aber — und wir folgen hierbei dem von Herrn Palacky mit größtem Fleiße gesammelten und geordneten Material — in der ersten Recension zum J. 1254: Die Tataren seien, nach mehrjähriger Verwüstung Ungarns, nach Mähren gekommen, hätten dort in der Umgegend von Olmütz Massen von Menschen getödtet, mehrere Burgen zerstört; endlich bei einem neuen Erscheinen derselben vor Olmütz habe „ein Edler (quidam nobilis) von Sternberg," damals Befehlshaber in dieser Stadt, einen muthigen Ausfall gemacht, den tatarischen Feldherrn „tödtlich verwundend umgebracht." Hierdurch erschreckt, seien die Tataren wieder nach Ungarn zurückgekehrt; jener Edle von Sternberg habe aber zur Belohnung vom Könige einige Güter bei Olmütz bekommen und dort zur Erinnerung an diese Begebenheit die neue Burg Sternberg erbaut. Die Tataren verwüsteten nach einigen Jahren Polen und schlugen Herzog Heinrich von Schlesien in einer Schlacht.

---

[1]) Hormayrs Archiv n. 31. S. 130.

[2]) Palacky a. a. O. S. 389, 397. Wenn aber von demselben weiter geschlossen wird: „also wollten die Mongolen Olmütz und Brünn erobern, konnten es aber nicht; folglich wurden sie zurückgeschlagen," so wird wol Niemand diese Schlußfolgerung für zwingend halten, da so viele andere Möglichkeiten bleiben; wie denn auch der Satz des Roger: Peta rex — in terram ducis Moraviae pervadens — ad portam Hungariae festinavit, durchaus nichts von einer gezwungenen Eile enthält.

In der zweiten Recension seiner Chronik, in welcher er „von Karl IV. mit neuen Hilfsmitteln unterstützt, nur die durch Denkmäler gesicherte Geschichte zu schreiben beabsichtigte," [1]) ließ er das Alles fort und theilte nur unter dem richtigen Jahre 1241 kurz mit, daß die Tataren Herzog Heinrich von Polen (Schlesien) besiegt und erschlagen, vor dem herannahenden König Wenzel von Böhmen geflohen seien und nach Ungarn durch Mähren eilend, dieses halb und Oesterreich dazu verwüstet hätten. Diese Darstellung ist denn auch im Ganzen richtig.

Fragt man nun aber, was für eine Beschaffenheit es mit der Nachricht der ersten, von Pulkawa später selbst aufgegebenen Recension habe, so leuchtet ihre Werthlosigkeit ein. Mit Hrn. Palacky darf man annehmen, daß sie aus mündlicher Ueberlieferung geschöpft sei; ob aber Jemand willkürlich einen Hrn. von Sternberg mit der aus der Reimchronik bekannten Tradition der Belagerung von Olmütz und des Todes eines tatarischen Prinzen in Verbindung gebracht hat, oder ob man mit einer ehemals nicht ungewöhnlichen Art von Gelehrsamkeit die Gründung der Stadt Sternberg in Mähren auf diese Weise erklären wollte, oder endlich ob sich der Tradition von der Belagerung Olmützens wirklich die von der Rettung durch einen Herrn von Sternberg beigesellt hatte — zwischen diesen drei Möglichkeiten läßt sich schlechterdings nicht mehr entscheiden.

Es ist wahrscheinlich, aber nicht nothwendig, daß Pulkawa das Ereigniß in das Jahr 1254 setzte, weil er von dem Einfalle der Ungarn wissen mochte, welche in dieser Zeit (1253) in Mähren erschienen und Olmütz in der That belagert haben. [2]) Dem sei wie ihm wolle: wir sahen, der besser unterrichtete Pulkawa gab seine eigene Nachricht auf.

Aber Wenzel Hajek konnte sich ein Geschichtchen derart natürlich nicht entgehen lassen: er hat vielmehr dasselbe in wunderlichster Weise zu einem ausführlichen Berichte ausgesponnen. Er hatte übri-

---

[1]) Palacky a. a. O. S. 392.

[2]) Außer der von Hrn. Palacky S. 401 angeführten urkundlichen Stelle deutet auch die Fortsetzung des Cosmas (Mon. Germ. Scriptt. IX., 174) darauf hin: viele Tausende seien circa Olomucz erschlagen worden.

gens auch eine andere Quelle, eine Fortsetzung des Cosmas vor sich, welche von Prager Domherren herrührt. In dieser fand er, daß noch vor dem Tode König Wenzels I. (am 22. Sept.) im J. 1253 der König von Ungarn mit Ungarn, Cumanen und anderen Völkern verheerend in Mähren einfiel und namentlich in der Umgegend von Olmütz hauste. Die Cumanen identificierte er mit den Tataren und folgte im Uebrigen Pulkawa und seiner Phantasie. Den unbekannten Herrn von Sternberg in seiner Quelle, der als capitaneus in Olmütz fungiert, machte er (Bl. 318 a) zu einem „trefflichen wehrhafftigen Hauptmann mit Namen Jaroslaw von Sternberg." Nach gehaltenem Rathe mit den Rittern und Stadtältesten, ordnet dieser bei Tagesanbruch die Truppen, stellt sich selbst an die Spitze der Reisigen, wagt einen Ausfall, kämpft zwei Stunden lang mit den Feinden, worauf die sich zu Pferde setzen, und zwei weitere Stunden wehren; in Folge schwerer Verwundung ihres Feldherrn flieht dieser, dann das Heer, der Feldherr stirbt auf der Flucht.

Auffallend ist hiebei, da man Hajeks Art kennt, gar nichts. Mit dem Ungenannten von Sternberg konnte er sich nicht begnügen und gab ihm den Namen Jaroslaw. Denn es ist von Boczek mit Recht bemerkt, auch von Hrn. Palacky zugestanden worden, daß gleichzeitige Quellen nur einen Zdislaw von Sternberg kennen; den Namen Jaroslaw findet man aber in dem Hause Sternberg mehrfach, zunächst bei einem Sohne Zdislaws — Hr. Palacky [1]) meint, er könne möglicherweise doch nach einem Oheim oder sonstigen Verwandten, eben dem Sieger genannt worden sein — dann aber findet er sich bei dem letzten Sprossen der Linie Sternberg-Wesselv, dessen Tod in der Schlacht am Wischehrad (1. Nov. 1420) Hajek (Bl. 93 b) selbst erzählt. Daß der Name Jaroslaw in der Familie Sternberg vorkomme, war ihm somit bekannt genug. Zur Erklärung des Umstandes aber, daß Hajek eben diese Geschichte mit so großer Verherrlichung des Helden ausspann, braucht man sich nur der glänzenden

[1]) Die Erörterung vollständig in dessen angef. Abhandl. S. 399 flgb. Boczek hatte nach seiner Weise auch hier wieder eine unmögliche Urkunde in die Schranken geführt, was Hr. Palacky mit schlagender Ironie darthut.

Stellung zu erinnern, welche das Haus Sternberg in der böhmischen Geschichte überhaupt einnimmt, und der Bedeutung, welche in den Jahren 1534—1539, während deren Hajeks Werk entstanden ist, Adam von Sternberg der Vertraute des Königs Ferdinand I. gewonnen hatte [1]).

Kehren wir nun wieder zu dem Gedichte der Königinhofer Handschrift zurück, so brauchen wir uns nicht viel auf die gelehrten Notizen über die Aufstellung christlicher Heere gegen die Mongolen einzulassen, welche der Verfasser leicht zusammenraffen konnte, noch auf den kuriosen Einfall, den Namen des Eroberers von China Kublai zu dem populären Titel der Mongolenbeherrscher überhaupt zu machen — die Tochter heißt daher Kublajewna. — Das Gedicht sollte den Anschein gewinnen, als ob es erst einige Jahrzehnte nach den Ereignissen verfaßt, aber doch älter als die Reimchronik sei. Daß auch hier Hajek benutzt sei, geht nicht nur aus Jaroslaws Namen, sondern noch aus einem andern fatalen Umstand hervor. Hajek hatte nämlich Pulkawas Worte, der Herr von Sternberg habe den feindlichen Führer „tödtlich verwundend umgebracht," dahin erweitert, daß Jaroslaw ihm „mit dem ersten Straich seinen rechten Arm sambt dem Elnbogen und Schwert abhaut," der arme Mann sich hierauf zur Flucht wendet und erst auf dieser am Morgen „bei der Tränke" stirbt. In der Königinhofer Handschrift wird das wieder zusammengezogen und Jaroslaw „faßt mit seinem Schwert den Sohn des Kublay, spaltet von der Schulter quer die Hüfte, daß er leblos sinket zu den Leichen."

Die Vermuthung wird wohl gestattet sein, daß die Fälscher nicht am wenigsten durch Rücksicht auf die trefflichen Grafen Franz und Kaspar von Sternberg bewogen wurden, diesen Gegenstand zu wählen. Im Jahre nach der Auffindung entstand unter deren Theilnahme das böhmische Nationalmuseum [2]).

---

[1]) Vgl. Palacky, die Sternberge (in Hormayrs Taschenbuch 1825) S. 308, 309.

[2]) Vgl. Palacky Leben der Grafen Franz und Kaspar von Sternberg in den Abhandl. der kön. böhm. Gesellsch. der Wissensch. 1843. Beide waren die größten Förderer böhmischer Sprachstudien. „Die Familiengeschichte

Auch in diesem Falle, wie bei jenen heidnischen Gedichten, war übrigens Hr. Palacky der Wahrheit ganz nahe. Boczek hatte nämlich bemerkt, daß der Name Jaroslaws an einer Stelle auch nicht in das Metrum passe, weil der Vers hier elf statt zehn Sylben habe, und deshalb wollte Boczek, um den Gegnern diesen Verdachtsgrund zu entziehen, Zbislaws Namen substituieren; dagegen erklärte nun Hr. Palacky (S. 402), „daß eine solche Correctur den sonst unstatthaften Verdacht erst begründen könnte.“ Er meinte das Wort „krwi“ (in Blut) sei eben wie im heutigen Polnischen einsylbig zu lesen; von competenter Seite wird nun aber versichert, daß dies in einem altslawischen Denkmal ganz unmöglich ist. Es ist, als ob ein böser Zauber den hellen Blick des Geschichtschreibers von Böhmen eben für die Königinhofer Handschrift verschleiert hätte. Denn eben diese Abhandlung über den Mongoleneinfall, in der sich die Vertheidigung des Gedichtes Jaroslaw findet, ist es doch gewesen, die Hrn. Palacky auf die Unächtheit des von Hanthaler verfaßten Pernold führte.

Nun zu der dritten angeblich prophetisch in der Sammlung enthaltenen Thatsache! Es handelt sich um ein mehr lyrisches Gedicht, in welchem die Heldenthat eines Beneš Hermanow besungen wird, der ein über das Lausitzer Gebirge in Böhmen eingedrungenes Heer zurückgeschlagen habe. Hr. Palacky [1]) setzte die historisch nicht weiter nachweisbare Begebenheit in das Jahr 1203, als Ottokar I., von dem Staufen Philipp zu Otto IV. übergetreten, im Interesse desselben mit seinem Heere ausgezogen war. Man kann nicht läugnen, daß das Gedicht auf den ersten Anschein ganz gut in diese Verhältnisse passen würde. Hr. Palacky irrt nur darin, — das erkennt man schon bei oberflächlicher Betrachtung — daß er meint, es passe nicht eben so gut in die Zeit, in welche die Herausgeber es gesetzt haben: nämlich in die Zeit der Vormundschaft des Markgrafen Otto von Brandenburg über den unmündigen König Wenzel II., der von die-

---

des Grafen“ (Franz), sagt Hr. P. (a. a. O. S. 37) „war der Ausgangspunkt seiner Studien gewesen.“ Die Ausgabe der Königinhofer Handschrift von 1829 ist dem Grafen Kaspar Sternberg gewidmet.

[1]) Wiener Jahrbücher 1829, S. 145, Gesch. von Böhmen II a 66, Bohemia 1858 a. a. O.

sem im J. 1279 an einen unbekannten fernen Ort gebracht worden war [1]).

Herr Palacky wendet nun einmal ein, der Dichter habe „den kaum zehnjährigen Wenzel schwerlich zum Schutze des Landes herbeiwünschen" können, man habe auch in Böhmen „nicht über Otto's weite Entfernung, sondern über seine Nähe zu klagen gehabt." Es bezieht sich das auf die beiden Verse, deren wörtliche Uebersetzung lautet: „Wo ist der Fürst, wo unser Kriegsvolk? Zu Otto weit hingezogen." Der minderjährige, von Otto an einen unbekannten Ort gebrachte Fürst kann doch ohne Zweifel gemeint sein; auch nahm ihn Otto in der That mit sich in die Ferne, als er das Land verließ [1]). Was das Kriegsvolk betrifft, so dachte der Verfasser vermuthlich, als er von Otto las (natürlich bei Hajek [2]), derselbe habe Truppen aus vielen deutschen Stämmen nach Böhmen verlegt, er habe zugleich einen Garnisonswechsel mit dem böhmischen Heere vorgenommen und dies nach Brandenburg gebracht; denn nach allem, was wir gehört haben, darf man den Verfasser für unwissend genug zu einem solchen Anachronismus halten.

Aber Freund Hajek läßt uns auch hier nicht im Stich. Gleich die beiden nächsten Verse (nach Hrn. Swoboda:) „Wer entreißt den Drängern uns, waises (verwaistes) Vaterland," sind nur ein Auszug aus des Markgrafen Otto Rede (Bl. 339 b), in der es heißt, der junge Wenzel könne „weder ihme selbst noch Euch helffen" und Rudolf sei der Verderber dieses „verwaiseten böhmischen Königreiches." Liest man weiter bei ihm, wie die Bauern in „Steinklippen und Wälde" vor den Deutschen geflohen seien; den Ackerbau ganz vernachlässigt hätten, so findet man im Gedichte: die Feinde hätten Alles niedergebrannt, die Heerden fortgetrieben. Hajek berichtet: (Bl. 341 b), wie sie Kirchen plünderten, Gold und Silber raubten — „Raubten Gold und Silberhort" heißt es im Gedichte. Gänzlich unmöglich wird aber Hrn. Palacky's Annahme durch die Verse der sechsten Strophe, das Gras erhebe sich neu „das so lange nieder-

[1]) Chron. aulae reg. c. 9. ap. Dobner monum. V., 39 cf. Canon. Prag. cont. l. l. p. 200.

[2]) Bl. 340 a.

trat frech der Fremdlingshuf;" denn das kann unmöglich von einem einmaligen Einfall gesagt werden, sondern setzt jene dauernde Bedrängung durch deutsche Truppen voraus, welche Hajek schildert und zwar diesmal mit gutem Grunde [1]). Von der Zeit König Ottokar I. aber kann es um so weniger gelten, als in dem einzigen Jahre 1203, auf das eine äusserliche Betrachtung führen könnte und Hrn. Palacky auch geführt hat, der „Fürst" nur einmal im Sommer zu einem Verheerungszuge nach Thüringen auszog und im Herbste wieder zurückkehrte [2]). Kein gleichzeitiger Dichter hätte da von einer Hilfslosigkeit und Verwaisung des Vaterlandes, einem langen Darniederliegen des Landbaues durch feindliche Verwüstung reden können.

Herr Palacky hält uns aber weiter entgegen, daß ein Beneš Hermanow (Hermannssohn) nicht in Wenzels II., wohl aber in Ottokars I. Zeit nachweisbar sei und dazu unter diesem Könige Castellan in Budissin geworden sei; überdies seien die patronymischen Benennungen der böhmischen Großen um 1280 schon durch erbliche Familiennamen verdrängt gewesen.

Wir können Beides zugeben (wenn man auch die Bemerkung machen könnte, es sei denkbar, daß die patronymische Benennung sich noch eine Zeitlang im Volksmund erhalten habe), brauchen aber nur darauf hinzuweisen, daß in der Einleitung des Herausgebers, den wir als unterrichtet von des Verfassers Gedanken betrachten dürfen [3]), kurzweg gesagt ist (S. 28), daß „feste Namen der Geschlechter erst später angenommen wurden." Wir werden hier über die Entstehung des Gedichtes in wünschenswerthester Weise unterrichtet und können unsern Leser getrost auf dieselbe verweisen; gegen das Ende wird einer Volkssage und einer in die Ruinen eingegrabenen „entsprechenden Jahreszahl 1282 in den Felsenruinen" Er-

---

[1]) Palacky Gesch. von Böhmen II a. 301, 305 flgde.

[2]) O. Abel, König Philipp S. 164 flgde. 360, 365; Palacky Gesch. von Böhmen II a. 64—66.

[3]) Die Vorrede ist vom Jahr 1828 datiert, Hrn. Palackys Abhandlung über den böhmischen Adel, in welcher die Bemerkung über die Familiennamen zuerst gemacht ist, erschien im Januarhefte der Monatsschrift des böhm. Museums 1829.

wähnung gethan. Mit jener schillernden zweifelhaften Verständigkeit, welche wir oben in der Einleitung zu Libussas Prophezeiung kennen gelernt haben, wird gesagt: „ob er (Benesch Hermannssohn) dem Geschlechte der Waldsteine angehört, die bis auf unsere Tage diese Feste besessen, ist schwer zu bestimmen.“ Mit anderen Worten, der Fälscher hat, wie in einem andern Gedichte einen Ahnherrn der Sternberge, so hier einen der Waldsteine geschaffen und verherrlicht. Den Namen' Benesch Hermannssohn hat er entweder aus Urkunden vom Anfange des dreizehnten Jahrhunderts gekannt oder auf gut Glück zwei Namen erfunden, von denen der Erste in dieser Zeit oft genug begegnet und der Zweite z. B. von dem auch bei Hajek vorkommenden Befehlshaber der Burg Besig, in welcher Markgraf Otto den jungen König sammt seiner Mutter eine Zeitlang gefangen halten ließ, geführt wurde.

Hiermit haben sich die Thatsachen erledigt, welche nach Hrn. Palacky der Fälscher im J. 1817 besser als andere Menschen gewußt haben müßte, und auch unsere Untersuchung ist in allen wesentlichen Punkten zu ihrem Ende gekommen. Auf die ästhetische Vortrefflichkeit des Werkes, welche uns entgegengehalten wird und mit Uebersetzungen in fremde Sprachen bewiesen werden soll, gedenken wir nicht viel einzugehn. Die schlechtesten französischen Romane werden ja heutzutage in alle möglichen Landessprachen übersetzt! Uns persönlich und anderen in der Literatur verschiedener Völker erfahrenen Männern machen die Dichtungen der Königinhofer Handschrift den Eindruck, als ob sie einem Gemüthe entsprungen sein müßten, das rohe Gehässigkeit unter dem Mantel empfindsamer Weichlichkeit zu verbergen suche — und Beides ist ächter Volksdichtung fremd. Aber der Leser ist schon aus den gelegentlich mitgetheilten Bruchstücken hinlänglich in Stand gesetzt, sich ein Urtheil zu bilden, und schon deßhalb können wir hiermit einhalten.

Was die paläographische Seite der Handschrift angeht, so sind wir nicht im Stande, darüber ein Urtheil abzugeben, da wir nicht das Original, sondern nur das der Ausgabe beigegebene Facsimile untersuchen konnten. Es liegen über dasselbe die Aufzeichnungen eines in den einschlägigen Fragen besser bewanderten Freundes vor, welcher der Ansicht ist, daß das Facsimile offenbar von einem Zeichner

verfertigt sei, der keinen Begriff von den über die Schrift entscheidenden Momenten gehabt habe; je näher das Facsimile aber dem Original komme, um so verdächtiger müsse dieses schon um des Gesammteindruckes willen erscheinen; die bei der kleinen gothischen Minuskel so wichtigen Haarstrichlinien an den Schäften seien kaum angedeutet [1]) u. s. w. Aber wir überlassen diese Untersuchung an dem Originale selbst mit vollem Vertrauen der Forschung Anderer.

Es wird bei dieser Untersuchung namentlich auch die Schrift der beiden jüngeren Schwestern der Königinhofer Handschrift in Betracht kommen, deren Unächtheit Hr. Palacky jetzt selbst zugibt; es müssen auch diese mit vieler Geschicklichkeit geschrieben sein, wie denn der genannte Gelehrte von einer dieser Schwestern im J. 1829 meinte (Wiener Jahrb. S. 167), „daß sie ganz sicher aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts" herstamme. Es ist ein Pergamentblatt, das man einen auf der öffentlichen Bibliothek als Scriptor beschäftigten, durchaus ehrlichen Mann, den P. Zimmermann, finden ließ, als sich der Einwand gegen die Königinhofer Handschrift erhoben hatte, es sei doch höchst bedenklich, daß sonst keine Spur derartiger Volksdichtungen erhalten sei. Dieses Blatt zeigte nun auf der einen Seite eine buchstäblich stimmende Wiederholung des in der Kön. Handsch. enthaltenen Liedes „der Hirsch", auf der andern eine böhmische Redaction des aus der mittelhochdeutschen Liedersammlung bekannten Minneliedes des Königs Wenzel. Leider ergab sich aber bei einer Untersuchung dieses letzteren durch Moritz Haupt, daß es aus dem mißverstandenen deutschen Originale rückübersetzt sei, und Herr Feifalik in Wien fand dann nicht nur die neuhochdeutschen Uebersetzungen von 1794 und 1803, aus denen das Machwerk in's Böhmische übersetzt war, sondern entdeckte auch, daß wie auf dem Simonideischen Uranios, sich unter der älteren Schrift eine jüngere, fast ganz weg-

[1]) Wir führen hier noch an: Wäre die Beugung und Brechung in dem st der Handschrift so stark als im Facsimile, wären die verbindenden Züge so grob, wie z. B. in Zeile 8, so würde das auf eine bedeutend jüngere Schrift hinweisen, zu der dann Buchstaben wie das a dieser Seite nicht passen würden, das durchgängig noch die für die gothische Periode älteste Gestalt beibehält; bei dieser wird kaum die Wendung des obern Schenkels nach links, geschweige denn die Umbiegung bemerkt.

geschabte befinde [1]). Die Unächtheit des Machwerks wurde dann auch chemisch erwiesen. Etwa zu gleicher Zeit wurde auch die Unächtheit einer andern Schwester der Königinhofer Handschrift, des sogenannten Minneliedes unter dem Wyschehrad.[2]) allseitig zugestanden.

Mit der Königinhofer Handschrift und diesen Schwestern derselben — denn mit den anderen, welche nur sprachlich in Betracht kommen, befassen wir uns nicht — fällt aber auch das sogenannte Gericht Libussas selbst bei den Wenigen, welche noch an die Echtheit desselben glauben. Im September 1817, wie wir uns erinnern, kam die Königinhofer Handschrift zu Tage; im April 1818 erließ der Oberste Burggraf von Böhmen, Graf Kolowrat Libsteinsky, den Aufruf, in Folge dessen das böhmische Nationalmuseum gegründet wurde; im November 1818 erhielt der genannte Graf das Fragment „Libussa's Gericht" von anonymer Hand und angeblich als ein einem deutschen Gegner der Böhmen entwendetes Eigenthum. Der Inhalt betrifft eine Entscheidung zwischen zwei Brüdern über ihr väterliches Erbe— „eine Entscheidung, welche von der im besten Falle mythischen Ahnfrau der Přemysliden den versammelten Großen überlassen wird, die zwischen gemeinsamem Besitze des väterlichen Erbes oder Theilung desselben wählen sollen und sich nach alter slawischer Gewohnheit für das erstere entscheiden; der ältere Bruder aber schmäht die Fürstin und verlangt als Erstgeborner (nach angeblich deutschem Vorbild) das Ganze oder doch den größten Theil des Erbes; die Fürstin, über die Schmähung gekränkt, droht mit Abdankung und fordert zur Wahl eines mit Eisen herrschenden Mannes als Fürsten auf; ein Großer erklärt es für „unrühmlich bei den Deutschen Recht zu suchen." Der Charakter des Gedichtes ist durchaus derselbe, wie in den Heldenliedern der Königinhofer Handschrift, und das hielten die

[1]) Abhandl. der kön. sächs. Gesellsch. der Wissenschaften. 1850. Sitzungsber. der kais. Akad. in Wien Bd. XXV.

[2]) Findet sich wie das Minnelied Wenzel's als Anhang zur Königinhofer Handschrift in der Edition von 1829. Es ist nach meiner Ansicht eine verunglückte Nachahmung zweier Göthischer Lieder: des Gesanges der Geister über den Wassern und des Schlusses des Geisterchores, der Faust einschläfert; dazu sentimentale Seufzer.

Vertheidiger den Zweiflern als ein Argument der Echtheit auch immer entgegen. Aber in der ganzen Haltung schließt es sich noch enger an die serbischen Volkslieder an, als in jener Sammlung der Fall ist. Das Versmaaß ist wiederum das zehnsylbige serbische mit der Cäsur nach der vierten Sylbe.

Auf die grammatischen und paläographischen Unmöglichkeiten des Fragmentes einzugehen, welches von seinen Vertheidigern in das neunte oder spätestens zehnte Jahrhundert gesetzt worden ist, wäre hier wenig am Platze. In Bezug auf das Linguistische der Frage will ich nur bemerken, daß Miklosich, an dessen Competenz wohl Niemand zweifeln wird, eben aus sprachlichen Gründen und zum Theil denselben, welche Dobrowsky schon im J. 1824 geltend gemacht hat, von der Unächtheit des Gedichtes entschieden überzeugt ist [1]). Und was das Paläographische betrifft, so gestehen die Vertheidiger selbst zu, daß hier die schwächste Seite ihres Schatzes liegt und werden wohl nicht wieder darauf zurückkommen.

Wenn man eine Vermuthung über den Verfasser wagen dürfte, so möchte man glauben, es müsse derselbe sein, der das Gedicht „Jaromir und Udalrich" verfaßt hat. Doch sei es mit dieser Vermuthung über die Autoren genug, denn ich kann mir nicht anmaßen, bestimmte Personen zu bezeichnen und empfinde auch keine Lust, die Untersuchung nach dieser Seite zu führen. Daß Herr Hanka bei der Verfertigung der Königinhofer Handschrift nicht unmittelbar betheiligt war, ist möglich, und nach den Ausführungen des Hrn. Palacky sogar wahrscheinlich.

[1]) Wiener Jahrbücher Bd. 27 S. 102 – 114.

Zusatz zu Anmerk. 3 S. 137 u. 138: Das tympanum bellicum oder typanum, signum bellicum, durch welches bei Vincentius Prag. (Dobner, mon. I 51, 56) die Böhmen vor Mailand in K. Friedrich I Heere (1158) zu den Waffen alarmiert werden, und das als eine Besonderheit der Böhmen (signum Bohemorum) bei dieser Belagerung bezeichnet wird, war entweder eine Pauke, deren Gebrauch König Wladislaw bei seinem Kreuzzuge kennen gelernt haben konnte, oder eine Glocke (vgl. Du Cange s. v. tympanum n. 3), welche mit einem Hammer geschlagen wurde, und das Letztere ist, da stets die Einzahl gebraucht wird, das Wahrscheinlichere.